

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1849) Unterhaltungsblatt

1 (4.1.1849)

3 Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 4. Januar 1849.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro.} 1.

NeujahrsWunsch des Schwarzwälder Boten.

Wieder soll die Leier lustig klingen
Zu dem Wunsche für das neue Jahr,
Wieder soll ein Neujahrslied ich singen,
Wie's die Mode immer ja so war!
Nun — ich will auch heute es probiren
Recht nach Herzenswunsch zu gratuliren!

Um bei Keinem aber anzustoßen,
Wie's wohl Gratulanten manchmal geht,
Möcht' ich allen Kleinen, allen Großen,
Wünsche bringen nach dem Alpbabet,
Aber nein! das muß ich lassen bleiben,
Müßte viele Bogen voll sonst schreiben.
Also Allen Allen insgemein
Soll mein Glückwunsch heut gewidmet seyn.

Dem Stand der Alten sei, wie sich's gebühret,
Zuerst mein Wunsch zum neuen Jahr geweiht;
Doch — wenn man Hochbejahrten gratuliret,
Ach, denkt man immer an die liebe Zeit,
Die grausam mit dem armen Menschen schaltet,
Und Jünglinge zu Greisen umgestaltet.

Erfahrung, sie ist auf der Lebensreise
Hienieden ja die treueste Warnerin;
Sie bringet selbst dem lebensmüden Greise
Im höchsten Alter sicher noch Gewinn;
Manch Unheil wird an ihm vorübergleiten,
Ist er gewizigt durch — vergang'ne Zeiten!

Ihr also, die bedeckt mit Silberhaaren,
Zurück in das vergangene Leben blickt,
Wo Ihr so viel und mancherlei erfahren,
Was Euch betrübt, geängstet und beglückt,
Euch wünsch' ich der Erinnerung stille Freuden,
Von Schmerzen fern! — dann seyd Ihr zu beneiden.

Doch die Ihr noch in frischer Jugend Lenze
Die Welt erblickt im rosenfarb'nen Licht
Und denen noch die Freude ihre Kränze,
So wie die Liebe um die Schläfe slicht;
Versäumt nicht, so die Freude zu genießen,
Daß noch im Alter Freuden drauß ersprießen.

Das Glück ist Täuschung, — Freuden haben Flügel,
Und nur zu eilig stellt der Schmerz sich ein;
Fast Ihr nicht fest die Leidenschaft am Bügel,
Wird manche Freude später Euch gereu'n.
Drum wünsch' ich Euch: genießt der Jugend Freuden
Doch mit Vernunft, sonst — folgen bittere Leiden.

Aber, was ich eben erst geschrieben,
Seh' ich, ist zu ernst zum neuen Jahr;
Besser ist es allerding's, fürwahr!
Wird der Ernst durch heitern Scherz vertrieben
Und so sei es! — Wer am Neujahrstage
Fröhlich ist und muntre Scherze liebt,
Ja! den schiebt das ganze Jahr die Plage,
Und sein Leben bleibet ungetrübt.
Darum soll mein Lied jetzt munter klingen,
Möcht' es doch dem Leser Freude bringen.
Seht, wie durch die Straß' sie rennen,
Ei! die NeujahrsGratulanten,

Zu den Onkeln und den Tanten,
Und zu Allen, die sie kennen,
Wie sie oft verleg'ne Waare,
Wünsche zu dem neuen Jahre,
Suchen an den Mann zu bringen.

Doch der Kluge zieht den Hut,
Spricht: Prost Neujahr! — damit gut.
Hat er sich auch nicht gefährlich,
Meint er's doch gewiß ganz ehrlich.
Prosit Neujahr! sprich' auch ich,
Und es gebt mir recht von Herzen,
Glaub's, mein Leser! sicherlich
Will auch jetzt die Muse scherzen.

Nun wohl an, dem Bürgerstand
Reich ich wünschend jetzt die Hand.
Möge jedes Handwerk blühen,
Aller Lasten, Sorgen, Mühen,
Folge Segen immerdar,
Auch in diesem neuen Jahr.

Und der, der den Acker baut,
Mit vielfältigen Beschwerden,
Uns versorgt mit Kohl und Kraut,
Möge schöner Lohn ihm werden,
Was er sä't mit fleiß'ger Hand
Möge ihm reiche Früchte bringen,
Möge für den Bauernstand
Doch mein Wunsch nach Wunsch gelingen.

Auch dem Lehrstand gratuliren
Will ich heut zur Neujahrsfrist,
Jeden Lehrer hoch zu ehren,
Er sei Jude oder Christ,
Sei uns Pflicht! — Viel Glück und Segen
Ihm auf seinen Lebenswegen!

Und die durch den Stand der Ehe
Innig ihr verbunden seid,
Strebt darnach, daß Ach und Wehe
Keines von Euch Beiden schreit.
Thut ein Jedes seine Pflicht,
Straft ihn sein Gewissen nicht.

Glück wünsch' ich auf allen Wegen
Jedem braven Ehepaar
Und des Himmels reichsten Segen
Heut zum lieben neuen Jahr,
Und Geduld in Schmerzentagen
Jedes Leiden zu ertragen.

Doch mein Wünschen jetzt zu enden,
Ist fürwahr die höchste Zeit,
Seyd, Ihr Leser, nur bereit,
Fernern Beifall mir zu spenden,
Schenkt Ihr auch in diesem Jahr
Eure Huld und Nachsicht mir,
Werd' ich bis zum Silberhaar
Dankebar bleiben für und für
Ja! dann kann ich triumphiren
Und mir selber gratuliren!

Der Gast auf der Bluthochzeit.

Erzählung aus der Gegenwart,

von

Friedhold Felix.

Erstes Kapitel.

Die nächtliche Erscheinung auf dem Grabeshügel.

Eine traurige Begebenheit ist es, die ich Euch erzählen will, eine Begebenheit, so reich an Leid, so reich an Schmerz. Und doch ist es nur eine Scene aus dem großen Drama, das jetzt auf der Bühne des Lebens spielt; nur ein Blatt aus dem Buche der Gegenwart, auf dem die Ereignisse mit blutigen Zügen geschrieben sind. Und, was ich hier erzähle, ist, ob auch in das Gewand der Dichtung gehüllt, nur die reinste Wahrheit, ein Schmerzensgeschrei, wie sie zu Tausenden in der neuen Zeit zum Himmel ertönen. —

Es war in der Mitte Mai's, des verflohenen Jahres 1848, als ich auf meinen Geschäftsreisen aus Schlessien zurückkehrte. Hatte ich sonst, jung und lebenslustig, mit Freuden das schöne Schlessierland durchzogen, so kehrte ich jetzt mit bitteren, traurigen Gefühlen zurück. Ich hatte die Noth und das Elend in seinen fürchterlichsten Einzelheiten kennen gelernt. Ich war in den Hütten der Armuth gewesen, hatte die verhungerten, bleichen Gestalten gesehen, die laut nach Brod schrieten. Schaaren von Bettlern, in Lumpen gehüllt, hatten mich umschwärmt, und doch war jede einzelne ihnen erzielte Wohlthat nur ein Tropfen in's unendliche Meer gewesen. Ich hatte die Nahrunglosigkeit und das Darniederliegen aller Geschäftstätigkeit kennen gelernt, hatte den tausendfachen klagenden Ruf vernommen: Ach, gebt uns Arbeit, gebt uns Brod! Ich war Zeuge gewesen von Aufruhr und Empörung, mein Fuß hatte den blutgerötheten Boden betreten, wo manch ein Herz von Kugel und Bajonnet durchbohrt, seinen letzten Seufzer ausgehauchte. Ich hatte die Auslösung aller gesetzlichen Bande gesehen, war selbst von wüthenden, entmenschten Horden gewaltsam mit fortgerissen worden, als sie zu Raub, Plünderung und Verwüstung eilten. An mein Ohr hatten die fernern Klageklänge deutscher Brüder und Soldaten geschlagen, die im fernern Polen bluteten, gemordet von fanatisirten, unmenschlichen Barbaren. Ich war auch Zeuge des ungeheuern Eindrucks und der entsetzlichen Folgen der Berliner Ereignisse an dem und jenem Orte gewesen. Hu! Mir schaudert, wenn ich daran denke! —

So zurückgekehrt von einer erfahrungsreichen Reise, hätte ich mich gern in irgend einem Winkel des Landes niedergelassen, um, fern von dem Gewühle der Welt und ihrem entsetzlichen Treiben, im Schooße einer Familie, in Ruhe und Friede zu leben. Aber mein Schicksal vergönnte mir das nicht, ich mußte aufs Neue hinaus in die Welt. Meine Reise führte mich in die Provinz Brandenburg, 7 bis 8 Meilen von Berlin.

Hier kam ich eines Abends in der letzten Hälfte des Mai's in einem freundlichen Dorfe an. Der Abend war prächtig. Die letzten Strahlen der Sonne hatten Abschied genommen und färbten den westlichen Horizont mit rothiger Gluth. Von der Kirche des Dorfes ertönte die Abendglocke, so friedlich läutend, als gäbe es nirgends Krieg und Streit in der Welt.

Das freundliche Gasthaus an der Landstraße lud mich ein, hier zu rasten. Ich that es, und schlug mein Nachtquartier da auf. Ich fand eine freundliche Wirthin als schon bejahrte Wittwe mit ihrer erwachsenen, lieblichen Tochter, die erst vor Kurzem, wie sich bald aus dem Gespräche ergab, von einem längeren Aufenthalte in der Stadt zurückgekehrt war. Während meiner Abendmahlzeit erkundigte sich die gesprächige Wirthin sehr angelegentlich nach Krieg

und Frieden, und schien nichts mehr zu fürchten, als die Schrecken des Krieges, die sie in früheren Jahren, wie sie meinte, genugsam kennen gelernt. Sie wußte davon gewaltig viel zu erzählen. Auch Marie, die Tochter, mischte sich ins Gespräch, und berichtete über die in der Stadt während ihres Aufenthalts daselbst vorgefallenen Unruhen mit vieler Gewandtheit, und meinte zuletzt, daß es doch auf dem Lande viel besser sei, als in der Stadt.

So fühlte ich mich ganz angenehm unterhalten, die freundlichen Blicke Mariens, des lieblichen Kindes, schauten mir tief in's Herz hinein; unvermerkt war die Nacht herangekommen, und draußen schlug es eben 11 Uhr.

Die Wirthin erbot sich, mir mein Zimmer anzuweisen, ich verspürte aber noch keine Neigung zum Schlaf, und zog es vor noch einen Spaziergang in's Freie zu machen. Der Abend war schön, und der Mond schien so freundlich durch das von Weinlaub umrankte Fenster, daß es mich unwiderstehlich hinauslockte. Ich ging. Mein Weg führte mich durch das Dorf hinan. Die blühenden Bäume streuten ihren Balsamduft durch die Lüfte, die feierliche Stille der Nacht ruhte auf Flur und Hain, und der süße Friede der Natur zog auch in meine Seele. In stillen Betrachtungen versunken, wiewohl ein Contrast doch zwischen der stillen ländlichen Ruhe und dem bewegten Leben und Treiben der Städte sei, war ich fast bis an das obere Ende des Dorfes gekommen. Dort stand, etwas erhaben und ein wenig von den Häusern des Dorfes abgelegen, die uralte Kirche des Ortes, umgeben von dem stillen Gottesacker.

Der Weg führte nahe vorbei. Im Mondschein glänzten die weißen Kreuze und Leichensteine und das hohe steinerne Tempelgebäude warf gigantische Schatten. Als ich so dicht an der niederen Kirchhofmauer vorüberging, vernahm ich einen langen seufzenden Klage-ton vom Gottesacker her. Obwohl ich keineswegs furchtsam bin, so rieselte doch ein kalter Schauer mir durch Mark und Bein. Ich blieb stehen, und lauschte hinter einem Baume. Von dem an diesem Punkte erhöhten Wege konnte ich den ganzen Gottesacker übersehen. Bald ließ sich der vorige Ton wieder vernehmen, und noch anhaltender und stärker, und in der Gegend, wo er herkam, sah ich jetzt auf einem Grabhügel eine dunkle Gestalt, die die Hände ringend, sich niederwarf.

Ohne ein Glied zu regen, blieb ich auf meinem Platze stehen. Mein Herz klopfte hörbar.

Da ertönte vom Thurme der Schlag der zwölften Stunde. Die Gestalt richtete sich mit dem früheren seufzenden Klage-tone auf, und schritt langsam nach der Kirche zu. Jetzt erst konnte ich sie deutlich in's Auge fassen. Eine hohe männliche Gestalt mit langem, eisgrauen Bart, in ein graues, bis zur Erde reichendes Gewand gehüllt, und einen langen Pilgerstab in der Hand, glaubte ich einen alten, der Gruft erstiegenen Mönch vor mir zu sehen. Bei der Kirche verschwand er, ich wußte nicht, war er in dieselbe oder hinter dieselbe geschritten, doch glaubte ich Doffnen und Zudrücken einer Thür vernommen zu haben.

Mit unheimlichen Gefühlen kehrte ich in's Wirthshaus zurück und wußte nicht, was ich von der Erscheinung denken sollte. Daß Jemand den Gottesacker besucht, und an dem Grabe früh geschiedener Lieben klagt und sich seinem Schmerze überläßt, ist nichts Ungewöhnliches, aber zu einer solchen Zeit, um Mitternacht? Das wollte mir nicht in den Kopf. Dazu die ganze seltsame Erscheinung, das graue Mönchsgewand, der lange Bart, das Verschwinden in der Kirche — Alles waren mir Räthsel, die mein Verstand nicht zu lösen vermöchte. Gegen die Wirthin schwieg ich, aus Furcht, in den Verdacht der Geistesfaherlei zu gerathen, und mich vor ihr und ihrer Tochter lächerlich zu machen. Doch beschloß ich, der Sache auf die Spur zu kommen, und des-

halb noch einen Tag hier zu verweilen, um morgen um Mitternacht zu sehen, ob die Gestalt sich wieder zeigen werde.

Ich warf mich auf mein Lager, aber der Schlaf stoh mein Auge. In dem aufgeregten, halbwachen Zustande traten die seltsamsten Bilder vor meine Seele. Alle die alten Vorurtheile erwachten, und die an der Mutterbrust eingesogenen Ammenmärchen, von Geistererscheinungen und der Rückkehr Geschiedener aus dem Grabe um Mitternacht, von dem Umherwandeln ruheloser Seelen gewannen Gestalt und Leben in dem halb wachen, halb träumenden Zustande, in dem sich mein Geist befand. Immer stand der gespenstische Mönch vor meinem Blick, und selbst am Morgen, als ich fest eingeschlafen war, wich der graue Kuttenträger mit seinem schneeweißen, langem Barte nicht von meinem Lager, und ängstigte mich im Traume auf die entsetzliche Weise.

Die Sonne stand bereits hoch, als ich erwachte. Ich besorgte den Tag über einige Geschäfte in der 2 Stunden entfernten Stadt, und kehrte am Abend erwartungsvoll in das Gasthaus des Dorfes zurück. —

Die Nacht kam. Die letzten Strahlen der Abendsonne waren verglommen, das Geräusch im Dorfe schwieg und tiefe Stille herrschte rings umher, als ich Schlag 11 Uhr auf meinem früheren Plaze hinter dem Baume, nahe an der Kirchhofmauer, stand. Der Mond schien hell und klar. Auf dem ganzen Gottesacker war nichts zu bemerken, nur einzelne dunkle Kreuze und leise sich bewegende Trauerweiden spiegelten meiner erregten Phantasie allerhand lebende Gestalten vor. — So hatte ich vergebens bis halb 12 Uhr gewartet und schon glaubte ich unverrichteter Sache zurückkehren zu müssen, als plötzlich ein Lufzug durch den Baum ging, unter dem ich stand; unwillkürlich sah ich aufwärts, und als mein Blick wieder auf den Kirchhof fiel, da schritt schweigend und langsam die Gestalt des alten Mönchs, auf seinen Stab gestützt, von der Kirche daher. Wie gestern kniete er auf dem Grabhügel nieder, rang die Hände und ließ seine klagenden Seufzer ertönen. Mir wurde ganz wirr im Kopfe, Fieberfrost schüttelte mich. Die Klageröne des Alten wurden immer stärker, seine Bewegungen convulsivisch. Pötzlich stürzte er nieder, umklammerte den Rasenhügel und rief mit Klagerlauten, die mir das Herz durchschnitten, jammernd aus: „Mein Gott! Mein Gott! erbarme Dich!“

Da ertönte der Schlag der zwölften Stunde.

Der Alte stand auf, blickte, die Hände ringend, empor zum Himmel und ging nach der Kirche zu, wo er, wie gestern, verschwand. —

In der höchsten Aufregung ging ich zurück in mein Quartier. Auf der Haustur traf ich die Wirthin, die eben zur Ruhe gehen wollte, mit einem Licht in der Hand. Sie erschrak über mein leichenblaßes Gesicht, und fragte mich, ob mir etwas fehle. Ich sagte ihr, daß ich eine merkwürdige Erscheinung gehabt.

Ach, lieber Gott! Sie sind wohl vor dem Kirchhofe vorbeigegangen? fiel sie mir in's Wort.

Ich bejahete es und bat um Aufschluß.

Ach, entgegnete sie, das ist eine traurige Begebenheit und taugt nicht vor dem Schlafengehn. Morgen! Morgen! (Fortsetzung folgt.)

Der daguerreotypisirte Handwerksbursch.

Gerade recht, daß ich dir hier begegne, Landsmann; nämlich ich bin diesen Abend absonderlich gut aufgelegt und suche eben nach einer theilnehmenden Seele, der ich mein Stück erzählen kann, d. h. Stück mit Unglück geschmelt, wie wir Handwerksburschen es halt bekommen. Also wie wir diesen Mittag sechenshalber von einander gingen, du

die Straße hinab, ich hinauf und die Gasse rechts hinein, da sah's in meinem Innern gar trübselig aus. Kein Kreuzer Geld in der Tasche, in der Montur ganz herabgekommen und doch in einer so schönen Stadt! Dabei hätte ich auf dem Pflaster bei jedem Schritt autsch schreien mögen, so weh that mir mein verdammtes Hühnerauge. Im Anfang war die Einnahme auch gar schlecht, nur an Scheltworten nicht, die bekam ich Duzendweise, und mit unserm Wauwau und Pelzmärtl, der Polizei, wurde mir auch all Augenblicke gedroht. Ich dachte aber, wo nichts ist, da hat der Kaiser bald sein Recht verloren, und in Gottesnamen, wenn sie mich ein paar Tage einsperren, thut mir so lange auch kein Hühneraug' wehe. So ging ich eben todesmüthig weiter und kam an ein schönes großes Haus, gehe da hinein, und wie ich drinn bin, ist auf der andern Seite wieder eine Thüre, schaue da hindurch, und sehe nur ein paar Schritte von mir im Garten auf einer Bank allerhand vornehme Leute sitzen, bieten mir aber alle den Rücken. Ich nicht faul, gehe noch einen Schritt näher und huste ein bißle, um mich bemerklich zu machen, aber keins schaute herum, im Gegentheil saßen sie bocksteif da, als könnten sie kein Glied rühren und schauten nur immer nach einem andern Herrn, der etwa zehn Schritte von ihnen vor einem Tischlein stand, auf dem ein Kistlein lag und der als halblaut vor sich hinzählte. Ich blieb nun selbst auch ruhig stehen hinter den Andern und war begierig, was daraus werden sollte. Auf einmal rief der Herr am Tischlein: fertig! und alle bewegten sich wieder und schauten nach mir um.

„Was will er hier?“ fragte mich ein ällicher, wohlbeleibter Herr, wahrscheinlich der Herr vom Hause, indem er auf mich zutrat. — „Erlauben's gütigst, ein armer Handwerksbursche bittet um einen Zehrpennig.“ — „Man bettelt hier nicht,“ brummte er, doch zog er langsam den Geldbeutel und suchte nach dem kleinsten Geldstückchen, konnte aber lange kein's finden. Gerade wollte er mir etwas geben, da rannte plötzlich der andere Herr, der sich an dem Tischlein unterdessen zu schaffen gemacht hatte, grimmig auf mich zu und hielt mir die Faust unter die Nase: „Er infamer Halunke er, todtschlagen möchte ich ihn! wer heißt ihn auch da hereinlaufen und andern Leuten ihr Sach verderben? weiß er auch, was er angestellt hat?“ — „Nun, nun,“ sagte der alte Herr begütigend, „warum ereifern Sie sich so, Herr Maler, über den armen Menschen? so arg ist sein Verbrechen ja doch nicht!“ — „Nicht arg? ach Excellenz wissen's noch nicht! da schauen Sie einmal auf die Platte, Herr Commercierrath! nein, weinen könnte ich vor Aerger! Noch nie ist mir ein Daguerreotyp so gut gelungen! nichts verbrannt! alles im schönsten Effect; ja sogar das Ordensbändchen Eurer Excellenz sieht man ganz deutlich im Knopfloch und den Siegelring am Zeigfinger; und wie schön nimmte sich das gold'ne Stirnband der Frau Commercierräthin aus und die Locken der Fräulein Angelika! ach verzeifeln möcht ich! so eine schöne Beleuchtung treffen wie nie mehr, und auch das kleine Cäsarchen hielt diesmal so ruhig aus! und da muß jetzt zu unserm Unglück mitten zwischen dieser malerischen Gruppierung, gerade zwischen dem Herrn Commercierrath und Fräulein Angelika dieser Kerl, dem man an den schwarzen, steifen Haaren schon auf 100 Schritte den Schuhmachersgesellen ansieht, seinen breiten Kopf hereinrecken! Daß ich das Unthier aber auch früher nicht bemerkt habe!“ — Alles drängte sich jetzt herzu und betrachtete bald mich, bald das glänzige Ding, ich hätte in Boden versinken mögen. — „Welche unauslöschliche Blamäse, ein Proletarier auf unserm adeligen Familiengemälde!“ kreischte die Frau mit dem Stirnband, „Cäsarchen, hol' mir doch schnell mein Riechfläschchen, es liegt oben auf meinem Pallanderschreibtisch!“ — „Struwelpeter! pfui garstiger Struwelpeter!“ rief der kleine Ränge, indem er

an mir vorbeisprang und über mein Hühnerauge stolperte. — „Gott, wenn es mein Baron erführe!“ seufzte erröthend Angelika, „ach er ist ohnedies immer so eifersüchtig auf die Ehre seines alten Adels!“ — „Ja, dieser Mensch ist im Stande und trägt die Geschichte noch in der ganzen Stadt herum und compromittirt uns,“ rief die Commercierräthin. — „Will er sich endlich einmal packen, er Unglücksvogel,“ schnauzte mich jetzt der Maler an. Das war eigentlich das Commando, auf das ich schon längst gewartet hatte, und wie der Blitz war ich wieder im Haus drinn und an der andern Thüre. Doch wie ich eben hinaus wollte, da hörte ich hinter mir: bist! und sah den Commercierrath. „Lieber Freund,“ sagte er halblaut zu mir, „es thut mir leid, daß man ihn eben so angefahren hat, hier hat er ein Guldenstück auf den Weg, aber sei er so gut und spreche er nichts weiter von der Geschichte, und mache er, daß er recht bald aus der Stadt kommt, die Polizei ist hier gar streng!“ — Ich ein Guldenstück in der Hand! denke dir einmal 120 halbe Kreuzer an einem Stück! O du herziger Commercierrath! hätte ich rufen mögen und vergaß in der Freude alle Demüthigung, die mir widerfahren. Aber jetzt freut mich's noch einmal so arg, weil ich dir hier begegne, Landsmann. Mein Guldenstück ist mir schon siedend heiß in der Hand geworden, denn meinen Taschen traue ich nicht und einen Geldbeutel habe ich nicht, und ich wäre bald melancholisch geworden, was ich mit meinem Reichthume anfangen sollte? Jetzt aber weißt, was wir thun? Gleich dort an der Ecke schenkt einer Appelpfein, da darf man für zwölf Kreuzer so viel trinken, als man nur kann. Dort gehen wir hin! Und wenn wir ganz kness voll sind, weißt was dann? Dann zahle ich erst noch einmal zwölf Kreuzer für Jeden, und trinken wir uns noch kneller voll, sonst reut es uns später einmal, wenn wir recht Durst haben, daß wir nicht noch mehr heute getrunken haben. Ja und mein Schatz darf auch nicht vergessen werden, dem trinken wir seine Gesundheit, hab's schon lang einmal thun wollen! Als ich aus Sigmaringen wegging auf die Wanderschaft, da hat sie mir noch einen herzlich saftigen Kuß gegeben und einen Strauß auf meinen Hut gesteckt und ein Bildlein in's Wanderbuch gelegt, darauf stehe:

Wandle auf Rosen und Bergknecht!

Ich habe ihr auch vornen hinein in's Gesangbuch ein Verslein geschrieben, es ist jetzt mein Leibverslein geworden, und hab's schon oft auf der Wanderschaft vor mich hingebudelt, aber heute, wenn mir der Appelpfein warm gemacht hat, will ich's einmal singen, daß die Scheiben zittern:

Mein Daumen, mein Finger, mein Ellbogen,

Mein Sinn und Gedanke sind in Sigmaringo!

Komm Bruder!

(Fliegende Blätter.)

Theobald Kerner.

Eine Mahnung.

Goethe äußerte im Jahr 1828: „Es geht uns alten Europäern mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und komplizirt, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur, und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jeder ist fein und höflich, aber Niemand hat den Muth, gemüthlich und wahr zu seyn, so daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Reizung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südsee-Inseln als sogenannter Wilder geboren zu seyn, um nur einmal das menschliche Daseyn, ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein zu genießen. — Denkt man sich bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es Einem oft vor, als wäre die Welt nächstens zum jüngsten Tage reis. Denn das Uebel häuft sich von

Generation zu Generation. Nicht genug, daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir überliefen auch diese geerbten Gebrechen, mit unsern eigenen vermehrt, unsern Nachkommen. Geht einmal in die großen Städte, haltet einen Umgang an der Seite eines zweiten hinkenden Teufels, oder eines Arztes von ausgezeichneter Praxis: er wird Euch Geschichtchen zuflüstern, daß Ihr über das Elend erschrecket und über die Gebrechen erstaunt, von denen die menschliche Natur heimgesucht ist und an denen die Gesellschaft leidet.“ — Seit Goethe dies sprach, vergangen zwanzig Jahre und jeder Beobachter, der nicht von einer fürchterlichen, mit den faulenden Zuständen vorgeschrittenen Verblendung behaftet ist, muß sich sagen, daß die offenen Schäden im Volke tiefer eingreifend und grauenvoller geworden sind. Dennoch meint das jüngste Geschlecht, — das sich in lauter erkügelten Forderungen umtreibt, die stets mehr Freiheit vernichten, als sie jemals zu geben vermögen, das überhaupt die Freiheit in Anmaßung umschuf, — zur Volkssouverainetät reis zu seyn; es ist die Krone des frechsten Uebermuths, der sich auf den Thron setzte und von der Narrheit des Tages noch Schmeichelworte empfängt, wenn er die wahre Freiheit, die niemals bei der Unsitte und Unordnung einkehrt, weiter und weiter von sich verbannt. Wir rufen der Menge die Worte unseres alten Dichters Gänther zu: „Hoffahrt, Stolz und Uebermuth sind Propheten unsres Falles!“ — und wünschen, daß man der Rettung gedenke, wenn's dazu noch Zeit ist.

Franz Porta.

Der Ehestand.

Eine tief sinnige Betrachtung.

In der jezigen „zerklüfteten“ Zeit sollte eigentlich Niemand heirathen, denn mitten unter unseren provisorischen Zuständen ist eine Ehe auf breiterer Grundlage — kaum möglich, denn — setzen die Frauen die Emancipation durch, woran ich keinen Augenblick zweifle, so sind alle Ehecontracte in Frage gestellt. Die Kammern werden jedenfalls für die Frauen stimmen, denn diese haben in ihrer Stellung ohnehin schon so viel mit ihnen gemein. Die Kammern haben nicht überall die Initiative, die Frauen haben sie im Ehestande stets und in den Kammern selbst sind sie schon allmächtig. Da gehen alle ihre Vorschläge ohne Abstimmung durch, und welcher Mann vermöchte ihnen da zu widerstehen?

Die Stände sind für das, was sie in den Kammern sprechen, unverantwortlich, was die Frauen in der Ehe sprechen, ist oft unverantwortlich, sie kennen es nicht verantworten, sie brauchen auch nicht. Und eben so auch wenn sie durch eine Gardinenpredigt recht ermüdet sind, gehen sie zur motivirten Tagesordnung über, das heißt, sie schlafen ein, und sind der festen Meinung, daß ihnen der Mann schlaflose Nächte bereite.

Sehen wir speciell auf den Ehestand über! Der Ehestand ist ein Stand, wie jeder andere, ausgenommen der ledige Stand. Er ist eben so gut ein Zustand, Umstand, Bestand, Vorstand, Beistand, Anstand, Rückstand, Verstand u. s. w. Der Letztgenannte ist aber dazu nicht unumgänglich notwendig. — Ein Zustand ist der Ehestand insofern, als sich beide Theile entweder im Zustande des Friedens, Krieges oder Waffenstillstandes befinden. Viel kommt dabei auf die Umstände an: Oft ist die Frau in guten, oder andern Umständen, während sich die Vermögenszustände des Mannes in schlechten befinden. Aber oft wird auch eine Frau, und bisweilen ein Mann, nur in Rücksicht auf die Letztern geheirathet. Natürlich aber ist die eheliche Zärtlichkeit von keinem langen Bestand, wenn, wie gesagt, die Vermögensumstände in schlechtem Zustande sind.